

„Ich höre auf mein Bauchgefühl“

Bruno Baumann entdeckt Reize in den lebensfeindlichsten Regionen der Welt. Der 56-Jährige verlässt auch weiter seine Komfortzone.

INTERVIEW: JOCHEN MAYER

Wüsten schrecken ab. Sie sind leer, lebensfeindlich, erbarungslos. Bruno Baumann erlebte dies – aber auch ungeahnte Reize. Der 56-Jährige fand in Wüsten sein Lebensthema. Kürzlich erschien sein Buch „Der Wüstengänger“. Im SZ-Interview spricht der in München lebende Österreicher über Durst, lebensrettende Instinkte, trügerische Alltagssicherheiten und den Rucksack Partnerschaft.

Herr Baumann, haben Sie nicht die Nase voll vor lauter Sand?

Sand ist nicht entscheidend. Mich reizt immer noch die Stille in Wüsten. Die gibt es sonst nirgendwo. Im Himalaja, im Wald oder Wasser – überall sind Geräusche. Die Wüste bietet absolute Stille. Das ist zuerst beklemmend, später befreiend.

Das klingt wie eine Liebeserklärung. Und doch fragen sich viele: Warum tun Sie sich das an?

Ich komme aus der Komfortzone, aus dem Süden der Steiermark, eine Art Toskana. Dagegen wirkt die Wüste als Feindbild. 1989 hatte ich eine Schlüsselerfahrung in der Taklamakan. Neugierig war ich auf die Wüste, wollte sie spüren – aber nicht wie bei der Dakar-Rallye durchrasen. Da ist sie ein flüchtiges Szenario hinter Windschutzscheiben. Meine Tuchfühlung erfolgte noch mit dem Sicherheitsnetz Karawane. Da wusste ich: Wüste ist mein Element.

Wieso?

Dort bin ich leistungsfähiger als andere. Ich kann Durst besser ertragen, bin sehr schnell unterwegs. Mich begeistert immer wieder diese Reduktion. Dabei bin ich in einem Land mit Naturschönheiten aufgewachsen. Die fesseln das Auge, lenken ab. Wüsten zwingen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Eine grandiose Selbsterfahrung. Ich konnte Gedankenketten tagelang spinnen, ohne Störung, ohne Lärm.

Trotzdem bleibt sie lebensgefährlich. Ist es eine Art Hassliebe?

1996 fand ich auf allen vieren kriechend endlich die Wasserstelle, halb verdurstet, voller Todesangst. Ich wusste, dass ich zum Brunnen komme, aber nicht, ob er ausgetrocknet ist. Das verrät kein GPS. Damals wollte ich nur raus aus der Wüste. Aber die Sehnsucht kam wieder nach dem Eins-Sein mit sich und seinem Tun. Allerdings waren manche Ideale, mit denen ich das Ziel besetzte, an der Realität zerbrochen, denn die Ängste ließen keinen Raum für geistig-spirituelle Erfahrungen.

Kennen Sie das Gefühl der Höhe?

Ja. In der sogenannten „Todeszone“ auf über 7500 Metern sieht man nicht mehr die Schönheiten des Gipfels. Da ist nur der nächste Schritt wichtig. Das ist Schinderei, Willensanstrengung. Ähnliches erlebte ich in Wüsten. Bei meinen Sologängen hatte ich einen 30-Kilo-Rucksack, musste damit Sanddünen hoch, 300, 400 Meter. Oben ist der Sand immer weich, man kriecht. In der Wüste aber gibt es kein Basislager wie an hohen Bergen. Ich kann auch kein Zelt aufschlagen wie im Polareis, um Eis zu schmelzen. In der Wüste bleibt es ein Wettlauf gegen die Zeit, da der Körper dort immer austrocknet, egal, ob ich laufe oder ruhe.

Auch mit Karawanen?

2000 verlor ich eine Karawane. Ich wollte die Todestour des Schweden Sven Hedin nachstellen. Fast hätte ich meine Todesreise organisiert. Selbst Karawanen bieten keine 100-prozentige Sicherheit. Man ist von den Tieren abhängig, die sind kein Perpetuum mobile, pumpen schon mal hundert Liter rein. Der Lohn der Entbehrungen sind unendliche Freiheiten. Nichts begrenzt das Gesichtsfeld. Sand, modelliert vom Wind, darüber Himmel – Balsam für zivilisationsgeplagte Seelen.

Sie haben mal alles auf eine Karte gesetzt bei der Suche nach Wasser. Ist das Hasard oder Glück?

Echte Grenzerfahrungen sind heute nur bedingt machbar. Die Everest-Besteigung ist nichts Unbekanntes. Natürlich bleibt sie an-



Sandmeer bis zum Horizont: Bruno Baumann nimmt die Herausforderung an – auch auf Skier in der Gobi. Der Wüstengeher entdeckt Schätze und vertraut Instinkten. Fotos: Archiv Bruno Baumann

streng und gefährlich. Hunderte Vorgänger machten aber schon Erfahrungen. Ich hatte bei einigen Wüstenaktionen keine Vorbilder. Das war ein enormer Schritt in die Risikozone, einmal bis zur persönlichen Bedrohung. Da startete ich mit zwölf Litern Wasser und wusste: In drei Tagen muss ich die Wasserstelle erreichen – von der ich nicht weiß, ob sie noch existiert.

Ist es nicht Glücksspiel, alles auf eine Karte zu setzen?

Ich war vorbereitet. Anders als Wüstenfahrer, die mit solchen Konflikten nicht wirklich rechnen. 2000 hatte ich die Kamele verloren, eine schlimme Situation. 20 Liter blieben uns zu viert. Wir mussten Wasser finden. In dieser Lage half die Erfahrung. Ich kannte die Wüste, die Pflanzen. Nach Tagen sah ich eine Tamariske. An deren tiefen Wurzeln musste Wasser sein. Was ich nicht ahnte: Wir verbrauchten für das Graben die 20 Liter Wasser durch die Anstrengung. Wir gruben, bis sich Wasser im Brunnenloch sammelte. Da hatten wir alles auf eine Karte gesetzt. In dieser Situation hilft das Wissen, den Code der Wüste lesen zu können.

Hatten Sie Nahtod-Erfahrungen?

Auf dem Cho Oyu, einem Achttausender, hatte ich mich soweit vom Leben entfernt, dass ich spürte: Wenn ich sitzen bleibe, gleite ich in den Tod hinüber. In der Wüste ist Sterben qualvoller. Beim Austrocknen springen Lippen auf, Schleimhäute trocknen schmerzhaft aus. Bei solcher Qual kommt keine Todessehnsucht auf.

Was lernten Sie aus den Grenzerfahrungen?

Beim ersten Alleingang hatte ich das Problem mit der Geistesgegenwärtigkeit, der Qualität des nächsten Schrittes. Das haben wir verloren. Im Leben planen wir weit voraus, wollen oft weiter sein, als wir sind. Wir denken immer an die Zukunft, bis man keine mehr hat. In der Wüste oder am Berg ist das kontraproduktiv. Da muss ich in der Geistesgegenwärtigkeit bleiben. Wenn ich unten mich schon auf den Gipfel wünsche, oder oben ins Tal, dann bin ich in Disharmonie mit der Zeit. Dann wird alles ein Leidensweg. Wenn ich mir in der Wüste am Anfang schon wünsche, ich möchte auf der anderen Seite wieder raus sein, dann komme ich nicht weit. Als ich beim ersten Mal

diese Phase überwunden hatte, ging ich wie in Trance, automatisch, die Gedanken machten eigene Reisen. Da gab es eine Art Hellsichtigkeit, das Gefühl, eins zu sein mit den Elementen.

Das klingt nach vielen Glückshormonen.

Ich wehre mich gegen den Eindruck, ein Adrenalin-Junkie zu sein, der kurzfristige Kicks sucht. Allein in der Natur sind alle Sinne einbezogen, ich bin hellwach und gefordert, alle Potenziale auszu-schöpfen. Das kann ich im Leistungssport nicht schaffen mit den abgesicherten Arenen und seiner Logistik. Wer sich wilder Natur aussetzt, darf nicht über seine Grenzen gehen, weil niemand da ist, der helfen könnte. Dieses Auf-sich-allein-gestellt-Sein ist der Schlüssel.

Wozu?

Wir sind bequem. Ich auch. Es wäre Vergeudung, wenn ich täglich mein gesamtes Potenzial einsetze. Aber es ist eine phantastische Erfahrung, mal herauszufinden, welche Möglichkeiten ich besitze. Das nimmt einem Lebensängste. Freiheit bedeutet für mich: Frei von beengenden Ängsten.

Was haben Sie entdeckt bei sich?

Den Zugang zu einer verschütteten Wissensquelle. Wir denken zu meist logisch, analytisch, intellektuell. In der Natur kam ich an Grenzen dieses Denkens, als mir der Kopf bei der Wassersuche nicht weiterhalf. Intuitiv ging ich weiter. Beim ersten Mal sagte ich mir: Schwein gehabt, Zufall. Beim dritten Mal war es wohl nicht nur Glück. Diese emotionale Intelligenz ist für mich sehr wahrhaftig. Antrainiertes Wissen bestimmt der Staat. Chinesische Schüler lernen anderes als deutsche. Gefühls- oder Bauchwissen hat dagegen eine genuine Quelle. Nur wird die kaum genutzt, weil wir sie in der Regel nicht brauchen. Ich holte sie mir wieder über den Umweg Natur.

Hilft diese Quelle im Alltag?

Ja, sonst wären es leere Kilometer durch Wüsten. Ich möchte da etwas lernen und mitnehmen. Die Frage ist: Lebe ich freier von Ängsten, geistesgegenwärtiger, mit größerer Selbstverantwortung? Dann hat sich der Umweg gelohnt. Ich höre auf mein Bauchgefühl.

Ab wann wussten Sie, dass Sie

ein Wüstengeher sind?

Nach dem zweiten, dritten Mal. Die erste Tour mit einer großen Karawane war 1989 meine Lehrzeit. 1993 in der Sahara und 1994 in der Gobi habe ich experimentiert, gelernt, mich zu orientieren – zum Beispiel am eigenen Schatten. Und ich spürte die besondere Art des Laufens in der Wüste. Eine Solotour schien mir damals unmöglich.

Wie kommt es, dass Sie sich in der Wüste so schnell bewegen?

Auch in den Bergen bin ich nicht langsam. Beim Sologang hatte ich für 14 Tage ein Stück Käse, Speck und Brot dabei. Da verlor ich sehr viel Gewicht, konnte aber viel aus der eigenen Körpersubstanz zehren. Der Geist bewegt die Masse, den Körper. Das geht nur mit Visionen, Bildern. Die Vision generiert die Motivation. Die stärkste ist die Begeisterung, damit gelingt auch ein Marsch durch Wüsten.

Möchten Sie anderen Menschen damit ein Beispiel geben?

Jeder Mensch überschreitet subjektiv Grenzen. Leider haben wir uns in Komfortzonen eingerichtet und sträuben uns vor Veränderung, weil wir Kontrollverluste erleiden. Aber Veränderung ist eine Chance, in der sich dynamisch verändernden Welt mit weniger Konflikten durchzukommen. Wir sind oft Erwartungs-Weltmeister. Wir erwarten viel, meist von anderen – vom Partner, dass er uns glücklich macht, der Staat für Sicherheit sorgt. Aber wer sich einer wilden Natur aussetzt, erfährt, dass man viele Antworten bei sich selbst finden kann. Wir übernehmen meist erst Verantwortung, wenn wir müssen, wenn es keine andere Option gibt.

Ihre Reisen führten auch ins Grüne, in Höhen, ins Exotische. Was treibt Sie immer wieder hinaus?

Mich zieht es nach Asien, weil dort Menschen andere Antworten auf Lebensfragen haben. Da kann ich was lernen. Deshalb gehe ich immer wieder nach Tibet. Reisen ist für mich kein Zeitvertreib. Schon früh erkannte ich, dass dies mein Weg ist, die Welt zu erkennen.

Aber man muss es sich auch leisten können.

Die Einheit zwischen Arbeit und Freizeit ist schwierig. Oft dient der Job zum Bezahlen aller Rechnungen. In der Freizeit mache ich dann

alles, was ich tun würde, wenn ich nicht arbeiten müsste, lebe Träume aus. Das schien mir nicht akzeptabel, alles auf die Zukunft, auf den Ruhestand zu verschieben. Ich wollte keine Kompromisse, keine Zeit verlieren und wählte Reisen als Lebensform. Mein Kollege Messner spricht von der Freiheit des Aufbrechens. Das gelingt nur, wenn andere Nutzen daraus ziehen durch Bücher, Vorträge, Filme. Ich lebe von der eigenen Wertschöpfung. Das war ein langer Weg.

Waren Sie nie fest angestellt?

Nein. Ich stieg sofort in die Berufung ein. Das Studium war ein Schutzschirm, um herauszufinden, ob ich auf eigenen Füßen stehen kann. Meist war ich unterwegs.

Warum gehen Sie immer wieder zum heiligen Berg Kailash?

Für mich ist das ein Kraftort. Seit urdenklichen Zeiten sind Pilger dorthin gezogen, mit ihren edelsten Gedanken im Gepäck, um sich mit dem Berg austauschen. Das verleiht diesem Ort eine besondere Atmosphäre. In einem Fußballstadion spüre ich auch Energie, werde mitgerissen. An einem heiligen Berg sind es die gleichgerichteten Gedanken der Pilger, die mich mitziehen. Das schwächt sich heute ab, da sich der Kailash – wie andere Teile Tibets – zum Disney-Tourismus entwickelt. An Tibet fasziniert mich die beesselte Natur.

Sie hatten Begegnungen mit dem Dalai Lama. Waren die ein Problem bei Ihren China-Reisen?

Ich taktiere nicht. Ich berichte das, was ich gesehen und erfahren habe. Ungerechtigkeiten spreche ich an. 1985 reiste ich erstmals nach Tibet, seitdem jedes Jahr. Da bekommt man ein Gefühl, in welche Richtung die Entwicklung geht.

Wohin geht die?

Tibeter sind immer verzweifelter, weil sie plattgewalzt, wirtschaftlich an die Wand gedrückt werden. Junge Tibeter wünschen sich kein feudales Mittelalter. Sie möchten, dass

es ihnen so gut geht wie Chinesen. Aber sie haben keine Chancengleichheit, weil die Regierung keine ausgewogene Politik betreibt. In Zeiten des Sozialdarwinismus verdienen Tibeter Sonderrechte und Schutz. Den bekommen sie nicht.

Sie waren mit Managern in der Wüste. Kommen die als neue Menschen zurück?

Das wäre zu viel verlangt. Ich hätte nie gedacht, dass mein Tun Parallelen zur Arbeit von Managern hat. Sie kamen auf mich zu, Topleute mit Visionen. Sie wollten schauen, wie sich Qualitäten entwickeln, wie Teams aufgestellt sein müssen. Ich habe die Brücken zwischen beiden Welten gesucht. Schwierig war, dass ich sie nicht in der Wüste aussetzen konnte. Also habe ich eine Situation geschaffen, in der sie dieses Gefühl bekamen. Manche veränderten vielleicht was im Leben, manche setzten hinterher im Unternehmen neue Impulse.

Haben Sie noch Träume?

Die nächsten Jahre verfolge ich ein Seidenstraßen-Projekt am Verbindungsstrang zwischen Europa und China. Es reicht nicht, den nur wirtschaftlich zu sehen. Friedliches Miteinander braucht mehr als Handel, lehrt die antike Seidenstraße. Für ein dauerhaftes konfliktfreies Miteinander müssen Kultur und Religion eingebunden sein. Ich möchte mit einer Kulturkarawane dafür Impulse geben. An Expeditionen reizt mich die Taklamakan sowie eine Tibet-Durchquerung zu Fuß. Das muss bald passieren, meine biologische Uhr läuft.

Was bedeutet Ihnen Ihr neues Buch „Der Wüstengänger“?

Es ist ein Herzensprojekt. Da steckt viel Essenz von mir drin, weniger das Beschreiben äußerer Erscheinungsbilder. Mir geht es um die Erfahrung Wüste und wie ich das im normalen täglichen Wahnsinn nutzen kann.

Sind Sie verheiratet?

Ich habe eine Partnerin. Es ist ein Unterschied, ob ich als Paar lebe oder als Familie mit Kindern. Bei meiner ersten Solotour hatte ich eine Partnerin und trug einen schwereren Rucksack, weil ich ihre Ängste mitnahm. 2003 war ich Single, die Solotour gelang. Vielleicht hätte ich nicht so viel riskieren können, wenn ich Verantwortung für Kinder getragen hätte.



Bruno Baumann: Der Wüstengänger. Malik Verlag, 304 Seiten, 45 Fotos, vier Karten, 22,99 Euro.